



Eduard von Keyserling, **Wellen**. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Gabriele Radecke. Reclam, Ditzingen 2018. 189 Seiten, 8 Euro
Landpartie. Gesammelte Erzählungen. Hrsg. und kommentiert von Horst Lauinger. Mit einem Nachwort von Florian Illies. Manesse Verlag, Zürich 2018. 744 Seiten, 28 Euro

»Jetzt brande ich, jetzt brande ich«

Eduard von Keyserlings dichte Darstellungen

Von Barbara Posthast

Vor 100 Jahren, am 28. September 1918, starb Eduard von Keyserling im Alter von 63 Jahren schwer krank und verarmt in Schwabing. Seitdem wird sein Werk in regelmäßigen Abständen wiederentdeckt und die Größe des Autors aufs Neue beschworen, um dann wieder in Vergessenheit zu geraten. Die Plädoyers für diesen fraglos in die erste Reihe der deutschen Erzähler gehörenden Schriftsteller sind unüberschaubar, und doch ist er zu wenig bekannt, zu wenig geschätzt, zu wenig gelesen. Warum ist das so?

Eine Erklärung führt zurück bis zum bewundernden Nachruf von Thomas Mann, der in dem kurländischen Grafen einen Verklärer von dessen baltischer Heimat sah, einen konservativen Schriftsteller, der mit dem anbrechenden 20. Jahrhundert den Untergang der baltischen Adelskultur zu beklagen begonnen habe. Diese Sicht auf Keyserling wurde in der Folge nicht infrage gestellt und hält sich beharrlich bis heute. Doch das Gegenteil ist wahr: Keyserling rechnet in seinen zwischen 1900 und 1918 in München entstandenen besten Romanen, den *Schlossgeschichten*, mit den verknöcherten Traditionen ab, mit Contenance und Tenue, mit Standesdünkel und adliger Lebensferne.

Die konkrete zeitgenössische Realität des Baltikums spielt in Keyserlings *Schlossgeschichten* eigentlich keine Rolle und die Lebensverhältnisse werden – anders als in Fontanes Romanen – auch nicht historisch getreu dargestellt. Auch erzählt Keyserling keine Verfallsgeschichten im Sinne der *Décadence* und des *Fin de Siècle*, denn immer beginnt am Ende einer Erzählung eine neue Zeit; nicht selten wird sie von Optimismus begleitet, der auch ironisch gebrochen sein kann. Am Ende des Romans *Fürstinnen* (1917) blickt die verwitwete Adelheid von Neustatt-Birkenstein dem Leichenwagen des von ihr geliebten Grafen von Streith nach, der die viel jüngere Britta von Syrman geheiratet hatte: »... wie er die Allee hinabfuhr, umgeben von dem blonden Flimmern einer leichten Staubwolke, immer kleiner wurde mit seinem schwarzbedeckten Sarge, seinen weißen Kränzen, in

deren Mitte Brittas Kranz lag, heiter in seiner Farbpracht, wie ein helles Jugendlachen.«

Keyserlings Figuren schauen nicht zurück, sie handeln im Jetzt. »Ich meine, wir müssen unsere Gegenwart so stark machen, dass sie die Vergangenheit verdrängt«, sagt von Streith einmal zu Adelheid. Die Zukunft ist offen; die Figuren hoffen, sie gestalten zu können, doch niemand kommt an sein erwünschtes Ziel. Übrig bleibt der Traum, wie das Leben hätte sein können – ihn träumen alle Figuren. Alle erfahren Enttäuschung, Verlust und Tod und sind doch – in jedem Alter und jedem Stand – von Vitalität getrieben. »Ich meine«, versetzte Streith lauter, »wir können aus unserem Leben doch nicht das machen, was wir daraus machen wollen, es tut immer, was es selbst will.« »Ach, Streith, so geht es uns allen«, meinte die Fürstin, und die Erregung ließ ihre Augen glitzern.«

Die Konflikte von Keyserlings Menschen kommen aus ihnen selbst, sie resultieren nicht aus den Lebensverhältnissen, und zu ihrer Lösung lassen sich die Figuren auf Halbherzigkeiten ein. »Keyserling läßt das Surrogathafte dieser Lebenslösungen, die am Ende alle keine sind, erbarmungslos durchscheinen«, schreibt der große Germanist Helmut Koopmann.

Großartig sind Keyserlings Dialoge, in denen sich die Sinnsuche der orientierungslosen Romanfiguren unfreiwillig selbst entlarvt. Großartig sind auch die vielgerühmten, dichten Darstellungen von Stimmungen und Atmosphären mit ihren Farben, Lichtern, Klängen und Düften, die Keyserling ein weiteres zweifelhaftes Etikett, das des »Literarischen Impressionismus«, eingebracht haben. Die Schönheit der Landschaft kann aber helfen, die quälende Individualität zu überschreiten – wie in dem Roman *Wellen* von 1911. Die geschiedene Gräfin Doralice, mit einem bürgerlichen Maler in zweiter Ehe verheiratet, empfindet bei einem Strandspaziergang, was ihr fehlt: »Der Wind fuhr ihr in die Röcke, er trieb sie, sie spürte es deutlich, wie er zu kleinen Stößen ausholte, bald von hinten, bald von der Seite sie anfiel und das war ein köstlich erfrischendes Spiel, so muß es den Wellen zumute sein, sie wiegte sich im Gehen; es war ihr, als wogte sie, jetzt fuhr ihr ein stärkerer Windstoß in die Haare, schüttelte sie. Doralice machte einen Satz, stieß einen lustigen kleinen Schrei aus. Jetzt brande ich, jetzt brande ich, dachte sie.« ■■■